

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Klaus Theweleit

Tor zur Welt

Fußball als Realitätsmodell

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

Vorspiel	II
 Teil I. Leben mit Ball	15
Quartier machen	17
Sunday Evening	18
Tabellen würfeln	23
On the Road	28
Einschuss	30
Gummibälle	33
Schweinsblase	36
Margarinealbum. Der Sieg von Bern	40
Weltsystem Fußball & kickende Lateinlehrer	43
Relegation	45
Fahrschüler und Bleyle-Ball	48
Ballverwandlung	53
Internationalismus!	58
Fieberbälle	61
Atem im Genick & Aus-Musterung	64
Hirnvertauschung	68
Zwischenstand	73
 Teil II. Veränderung des Spiels.	
Veränderung des Denkens	79
Zidane wäre Lenin?	81
Brilliant Orange	85
»Fußball ist Krieg«	94
Überlappungen	100
Up Above My Hair, There's Music In The Air	104
»Deutsche Tugenden«	106

Teil III. Parallelwelten	109
Fußball und Politik	111
»Angestelltenfußball«:	
Fußball und gesellschaftliche Entwicklungen	114
Extravaganzen. Nervenzusammenbrüche	117
Humptata hier, Humptata da	120
Bilanzen	122
Teil IV. Blick von den Rängen	123
HSV – Barcelona. Ein Europacup-Schock	125
Die Gehälter-Falle	129
Beckenbauer als Zuschauer	133
Teil V. Elektronisierung. Digitalisierung	137
Vom perspektivischen zum gerasterten Raum	139
Gravity's Rainbow	145
Zidane – eine <i>andere Art</i> Star	151
In memoriam 1953: Fußballschulen, alt	157
Fußball-Schulen, neu	160
Anti-Kolonialismus	162
Teil VI. Vorreiter Fußball?	167
Boubacar Finkewili	169
Ein Tunesien-Urlaub: Völkerverständigung & Strandfußball	172
Anmerkung zur Pärchenbildung	175
Teil VII. Statements	183
Verweigerung & Rechtsnormen	185
Die erweiterte Fußballberichterstattung	188
Parallelwelten Revisited: Zigarren und Realitätsmodelle ...	194
Teil VIII. Neubegrenzungen des Spieles	201
Kleine Fehler und eine zu große Regel	203
Ausschlag des Pendels oder die Zünglein an der Waage ..	206
Credits	234

Vorspiel

Wenn wir von Traumtoren sprechen, ist meist von solchen Treffern die Rede, die in großen Arenen erzielt werden. Vor Zehntausenden auf den Rängen und Millionen am Fernseher. Sie werden so genannt, weil sie traumhaft schön sind oder den Traum von großen Siegen und ewig gültigen Triumphen erfüllen. Doch Traumtore haben noch eine andere Seite. Sie sind stets schon vorgeträumt in Kinderzimmern, mit dem Ball als Teddybär neben dem Kissen oder wachgeträumt beim Hinterhof-, Strand- und Straßenkick.

Nur die wenigsten dieser Traumtore werden später auf der großen Bühne eingelöst. Das ist aber nicht weiter wichtig, weil das Tor im Spiel gegen Väter, Brüder oder Freunde eine zweite Bedeutung hat: Wir alle müssen auf unserem Weg aus der Kinderwelt ein Tor durchschreiten, um anzukommen oder wegzukommen. Ob wir Fußballspieler sind oder nicht.

Klaus Theweleit geht dem Zusammenhang von diesem Tor zur Welt und den kleinen und großen Traumtoren des Fußballs nach. Dabei wird die Flugbahn der gekickten Schweinsblase untersucht und die Frage erörtert, wann und wie man beim Auswürfeln der Deutschen Fußballmeisterschaft schummeln darf. Ein denkendes Knie spielt ebenso eine Rolle wie das Margarinealbum der Helden von Bern. Der Weg des Kindes in die Welt geht über das Spielen, und nicht selten steht da ein Fußballtor.

Beim jungen Alfred Hitchcock waren es nicht Tabellen, sondern Straßenbahnfahrpläne. Als der spätere Filmregisseur fünf Jahre alt war, wurde in der Nähe des Elternhauses in London eine große Straßenbahnkreuzung angelegt. Mit den Jungs aus der Nachbarschaft stand er dort und wettete, welche Bahn wann ankommen würde. Er lernte erst die Fahrpläne der

Straßenbahnen auswendig, danach waren es die von British Rail. An der Wand im Kinderzimmer hängte der kleine Alfred eine Weltkarte auf und markierte dort mit Nadeln, wo die großen Schiffe des Empire gerade unterwegs waren. Das war Hitchcocks »Schritt in die Welt«, damit schaffte er eine erste Spannungs-Ordnung für sich und außerdem die Befriedigung seines Bedürfnisses nach Sicherheit.

Der junge Klaus Theweleit lauschte den Fußball-Ergebnissen aus dem Radio. Das Flüchtlingskind aus Ostpreußen freute sich am Namen FK Pirmasens, er fragte sich, wo dieses Schalke wohl sein mochte, und spielte Fußball mit allem, was dazu taugte. Fußball ordnete seine Welt und verschaffte ihm ein Realitätsmodell, wie es die Pläne und Karten bei Hitchcock taten.

Seine Spielwelt mit dem Fußball schützte ihn auch vor väterlichen Übergriffen und half beim Aufprall auf die Welt, selbst wenn es weh tat. Das gezielte Foul in einem Amateurkick beschädigte sein Knie. Doch das von nun an malade Gelenk bewahrte Theweleit vor der Bundeswehr und half ihm später, als »denkendes Fußballknie« in einer entscheidenden Phase beim Schreiben seines Buchs »Männerphantasien«.

Nach seinem auch durch Fußball gelungenen In-die-Weltkommen hat Theweleit das Spiel nicht hinter sich gelassen und dieses Tor zur Welt geschlossen. Vielmehr entpuppte es sich als Zugang in viele andere Welten. Allerlei Mechanismen des Systems Fußball wie arithmetisches Denken zur Analyse von Tabellen, soziale Erfahrungen auf dem Platz und dort erworbene Erkenntnisse über Menschen erwiesen sich als auch in anderen Lebensbereichen gültig.

Dieser Textes lässt sich in seiner Wirkung durchaus mit dem vergleichen, was viele Leser von Nick Hornbys »Fever Pitch« faszinierte. Während sich dort die meisten Fußballfans wiederfinden konnten, wird Theweileits »Tor zur Welt« zahl-

losen, erwachsen gewordenen Straßenfußballern einen ähnlichen Spiegeleffekt bieten. Ebenso werden jene Theoretiker ihr Vergnügen haben, die über die weitergehende Bedeutung des Fußballs nachdenken. Die merkwürdigen Verstrickungen des Spiels mit Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien fasst der Autor nämlich aus ungewöhnlichen Blickwinkeln ins Auge. Mit analytischem Scharfsinn und feinem Gespür für Kuriositäten nähert Theweleit sich tausendfach diskutierten Themen wie der Fehlbarkeit von Schiedsrichtern, dem Riss zwischen vermeintlichen Scheiß-Millionären auf dem Rasen und Fans oder der veränderten Berichterstattung über Fußball. Außerdem hat er Neues über die Veränderungen des Spiels an sich zu sagen und erklärt, wie sich diese aus einem veränderten Denken ergeben.

Theweleit geht über einen Vergleich der Parallelwelten von Fußball und gesellschaftlichen Zuständen weit hinaus; er schließt das Spiel auf verblüffende Weise mit der Digitalisierung und der daraus resultierenden Veränderung unserer Wahrnehmung kurz. Oder konkret gefragt: Was wird aus Fußball, wenn es von denen gespielt wird, die auch Videospieler sind?

Theweleit wagt Thesen, die nicht längst durch einen allgemeinen Konsens abgesichert sind. Er hat einen stets präzisen Blick, ob auf die eigene Biographie mit Ball, die allgemeinen Fußballverhältnisse oder das Spiel an sich. So spürt er vor dem Fernseher mit Hilfe von Einzelbildschaltung die entscheidenden Momente der letzten Fußballweltmeisterschaft auf und kommt zu dem Schluss, dass der entscheidende Treffer von Ronaldo im Finale Kahns Patzer zwar zur Hilfe, aber nicht zum Ursprung hat. Auf der Suche nach den kleinsten Details, Marginalien, die heute Spiele entscheiden, stößt er bei seiner Videoanalyse auf ein folgenreiches Stellungsspiel von Schiedsrichter Collina und beim Ausgleichstor der Brasilianer gegen

England auf einen höchst bemerkenswerten Sprung von David Beckham ins Seitenaus.

Dieses Buch ist zugleich Untersuchung wie auch Ausdruck einer kulturellen Blüte. Nie zuvor wurde so viel und so weit changierend über Fußball geschrieben, nie zuvor war der Stand des fußballerischen Denkens so hoch. Vielen ist es heute nicht mehr unangenehm, dass ihnen der Fußball das *Tor zur Welt* aufgestoßen hat. Klaus Theweleit wünscht, dass man es besser nicht wieder zufallen lassen sollte. Er plädiert entschieden für eine Existenz in der Mischwelt aus Fußballphantasien und Lebensrealitäten. Und er fordert auf, weiter am Ball zu bleiben.

Köln, im März 2004

Christoph Biermann

Teil I

Leben mit Ball

Können wir das All nicht bewegen,
bewegen wir doch den Ball.

(Vergil)

Quartier machen

Ostenfeld 1945, ein Bauerndorf bei Husum. Bei jedem Bauern waren Flüchtlinge einquartiert. Wir mit neun Leuten in zwei Zimmern. Die Bauern gaben die Zimmer nicht gern her, natürlich nicht. Aber der verlorene Krieg musste geteilt werden. Und immerhin bestätigte unsere Anwesenheit die Vorteile ihrer Lage. Sie waren gut weggekommen, sie hatten noch alles, Haus, Hof, Viecher, Butter, Speck. Die Flüchtlinge hatten alles verloren und mussten betteln. Da konnten die unfreiwilligen Wirte ruhig zwei Zimmer für zwei, drei Jahre hergeben.

Die Störungen, die auftraten, waren auch mehr atmosphärisch, kein offener Krieg; den gab es nur für Momente, wenn einer meiner Brüder des Diebstahls etwa eines verschwundenen Schinkens beschuldigt wurde und unser Vater solche Anschuldigungen zurückwies: »Ich verbitte mir dies, Herr Hansen. Wir sind eine Beamtenfamilie. Preußische Beamtenkinder stehlen nicht.« Dass einer meiner Brüder mir mal ein Stück Schinken zusteckte, kann ich aber nicht leugnen. Der jüngste von ihnen, Günter, schoss mir manchmal ein paar Bälle aufs Scheunentor. Aber sieben Jahre Unterschied waren zu viel, er war zwölf, ich fünf im Jahr 1947. Die Schüsse blieben Zufallsgeschenke.

Außer dem Dorf und den nie abreißenden Erzählungen von der »verlorenen Heimat« kannte ich nichts »von der Welt«. Aber Namen waren im Luftraum: das unüberhörbare Bonn im Radio, NWDR, Nordwestdeutscher Rundfunk, Sendeorte Hamburg und Köln, das besetzte Berlin, die Städtenamen aus Schlagern, eine Maria aus Bahia (wo das wohl war?), eine Rose vom *Wörthersee*, die Beine einer Dolores für die Seniores in Spanien. Das verlorene Königsberg,

Keenichsberch, weit im Osten, war meinen Ohren vertrauter als das 100 km nahe Hamburg. *Hamburch*. Unerreichbar fern.

Sunday Evening

Ein magischer Moment – sonntags nach den 19-Uhr-Nachrichten die Fußballergebnisse. Die Spiele der deutschen Oberligen. Es gab vier davon, Nord, West, Süd und Südwest und eine fünfte in Berlin, die mir aber seltsam fern blieb. Eine Fülle von Namen mit den seltsamsten Klängen, die sich mir einprägten. Spielvereinigung Erkenschwick, Hamborn 07, Schalke 04, Preußen Münster, das war West. (Wieso hießen die »Preußen«? Preußen war doch »verlorene Heimat«? Unbeantwortete Fragen eines fünf-, sechs-, siebenjährigen Hirns an die Erwachsenenwelt.) Namen voller Geheimnis, Alemannia Aachen – Aachen, das kam auch oft in den Nachrichten vor, Schmuggler wurden dort festgenommen oder entkamen nach Schusswechseln, Zigaretten, Kaffee, es ging hoch her im Aachener Forst zwischen Belgien, Holland und Deutschland. Sportfreunde Katernberg, die stellte ich mir schwarz vor, weil schwarze Katzen für mich Kater waren. Wusste ich natürlich nicht, dass »schwarz« gar nicht so falsch lag, bei einem Bergarbeiterclub. Horst-Emscher – hießen die in dem Club alle Horst? Das konnte doch wohl nicht sein. Sehr merkwürdig. Dann Süd: der VfB Stuttgart, FC Augsburg, SpVgg Fürth, 1. FC Nürnberg (wer bestimmte, wer 1. FC heißen durfte: 1. FC Köln, 1. FC Kaiserslautern – irgendwie waren das wohl Großvereine), Merkwürdigkeiten wie Schweinfurt 05 (was das wohl für ein Ort war? Hihi). Südwest mit den allermerkwürdigsten Namen: FK Pirmasens, das klang wie Gewürze, Wor-

matia Worms (den Namen kannte ich also schon, als die Stadt später aus den Nibelungen angeritten kam), Eintracht Trier, Mainz 05 (das ich als Meins 05 hörte; wie konnte eine Stadt so heißen?), Missverständnisse und Verständnisse, die sich im Lauf der Jahre aufklärten bzw. verfestigten zu einer Art erstem Deutschlandbild.

»Deutschland, was ist das?« – »Das ist dein Vaterland. Wir sind Deutsche. Kannst du stolz drauf sein«, sagten die Eltern. Für mich war Deutschland eine Ansammlung geheimnisvoller Fußballnamen. Großer Namen. Die Oberliga Nord mit dem HSV, der immer gewann bzw. gewinnen sollte. Wenn der HSV mal verlor, ging ein Raunen durchs Wohnzimmer. Wer konnte die geschlagen haben? Eintracht Braunschweig vielleicht, Hannover 96, St. Pauli (keine Ahnung, dass auch das Hamburg war). Altona 93 war Hamburg, Eisenbahnstützpunkt, das hatte ich mitbekommen. Überhaupt viel Hamburg im Norden, Concordia Hamburg, Victoria Hamburg. Und andere schöne Namen wie Lüneburger SK. *In der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land*, Liedrepertoire meiner Mutter, aber auch im Radio. Das gab's also wirklich. Man spielte Fußball da. Und Phönix Lübeck, was für ein wunderbarer Name. Noch sagenhafter, als ich vom Vogel Phönix hörte.

Eine Landkarte war es noch nicht, das wäre zu viel gesagt, aber nach und nach wurde ein geographisches Orientierungssystem daraus. Immer wenn ich einen Atlas in die Finger bekam, suchte ich zuerst einmal nach den Fußballnamen: VfL Stade, Werder Bremen, Bremer SV – oh, Bremen, das war ein großer Fleck auf der Karte und Bremerhaven 93 noch gleich mit dabei. Zwar nicht gleich »die ganze Welt« auf Schiffskarten, aber zumindest Deutschland/West bekam ich kartografiert, wenn ich die Fußballnamen auf die Atlaskarten übertrug.

Die »Stadt Schalke« konnte ich nicht finden, trotz ihrer sechs deutschen Meisterschaften. Sie musste im Westen sein. Fortuna Düsseldorf, Rot-Weiß Essen, alle waren da, aber kein Schalke nirgendwo mit seiner Glückauf-Kampfbahn, wie sie im Radio sagten. Die musste es doch irgendwo geben, so wie das Stadion Rote Erde der Dortmunder Borussia doch sicher in Dortmund stand.

Dass Borussia ebenfalls »Preußen« heißt, schnappte ich später aus einer Zeitung auf. Die Häufung des Vereinsnamens Borussia im Westfälischen und am Niederrhein wurde da als Ausdruck des Willens der westfälischen Vereinsgründer erklärt, zum Staat Preußen gehören zu wollen, zum neu entstehenden Deutschen Reich des Kaisers Wilhelm I. Eine Namensgebung aus der Vorfußballzeit also, gegen Holland und Frankreich gerichtet. Geographieunterricht, Geschichtsunterricht. Dass es vor mehr als 100 Jahren einmal einen Turnvater Jahn gegeben haben sollte, machte einen Vereinsnamen wie Jahn Regensburg verständlich. Auch das TSV, das so viele schleswig-holsteinische Vereine vor ihren Ortsnamen führen, Turn- und Sportverein, musste auf diesen Turnvater zurückgehen, das »T« darin jedenfalls. Beim TSV Ostfeld, unserem Dorfverein, spielte man Handball, beim TSV Bredstedt, dem Verein der nächsten Kleinstadt, Handball und Fußball, turnen hab' ich nie einen gesehen. Das waren also Namen aus burschenschaftlich-republikanisch-nationaler Sport-Ertüchtigungsbewegung des deutschen Vor- und Nachmärz. In Schleswig-Holstein anti-dänisch.

Das sind Vorgriffe in den zehn, zwölf Jahre älteren Kopf. Der heute, über 50 Jahre älter, immer noch voller Lücken ist. Warum heißt Ajax Amsterdam so? Wegen Homer etwa? Warum heißt Rotterdam Feyenoord? Ist das ein Stadtteil? Wie Schalke von Gelsenkirchen? Wie kommt das Wort Grasshoppers zu einer Mannschaft aus Zürich? Bei Celtic Glasgow,

Glasgow Rangers, Atlético Madrid oder auch Tottenham Hotspur kann man sich was denken, politisch oder thekenpolitisch. Bei Roter Stern Belgrad auch. Und bei Girondins Bordeaux. Aber was ist Hajduk Split? Lazio Rom? Rosenborg Trondheim?

Schöne Namen, geheimnisvolle Namen, fantasiestiftende Namen aus dem kleinen Radiokasten 1947 ff., die sich ausdehnten und formten zu einem Netz von Außenweltbezügen in meinem Vorschul- und dann Erstklässler-Dorfkopf. Das Internet heute klärt auf: Das Vereinswappen von Ajax trägt tatsächlich den Kopf des griechischen Helden. Grasshoppers: auf Initiative des Engländers Tom E. Griffith 1886 gegründet. Hajduken: mystische Robin-Hood-artige Helden des 16. und 17. Jahrhunderts, die im dalmatinischen Landesinneren reiche Fremde überfielen und das Diebesgut an das Volk verteilten. Ursprünglich der Name für Söldner, die zur Zeit von Österreich-Ungarn gegen die Osmanen/Türken eingesetzt wurden.

Der Reiz all dieser Namen würzte das ohnehin schon Besondere der Nachrichtensituation. Nachrichten hieß: Mundhalten, absolute Ruhe im Raum. Wehe jemand quasselt dem Alten ein Wort aus dem Ohr. Das Sonntagabendessen war so eingerichtet, dass es vor den Nachrichten beendet war oder danach anging. In jedem Fall war die Familie vollzählig anwesend, in jedem Fall durften die Nachrichten nicht gestört werden, weder durch Reden noch durch Essen. Das Vaterbedürfnis nach Weltanschluss forderte absolute Ruhe. Mit schönen Nebenwirkungen. In den nächsten fünfzehn Minuten würde es kein Geschrei geben, kein Gemecker, keinen Streit, keine Ohrfeigen, keine Arbeitsaufgaben und keine sonstigen Dramen. Man konnte entspannen. Nachrichten, das war ein bisschen wie Weihnachten, und am Sonntag, mit den Fußballnachrichten hintendran, ein besonderes, ein verlängertes kleines Weihnachten. Die schönsten Minuten der Woche, die

schönsten gemeinsamen wenigstens. Nicht für die Führerrede (wie ich es später auf Nazi-Gemälden sah), sondern für die Fußballtöne hingen alle Ohren und Gesichter am Radio. Unterbrochen von leisen Ausrufen, wenn ein Ergebnis unerwartet ausgefallen war, ein Lieblingsverein verloren oder doch gewonnen hatte. Gleich gebremst von Pssst!-Ausbrüchen, um das Folgende nicht zu verpassen. Der Vater war an Fußball nicht besonders interessiert, aber die älteren Brüder zumindest an den Ergebnissen. So durfte der Kasten die paar Minuten immer weiterlaufen. Später spielte der Vater auch Fußball-Toto, ohne groß Ahnung, mit eher willkürlich verteilten Kreuzchen, also musste die Totoreihe abgewartet werden: Null, Eins oder Zwo.

Auch die Nachrichtenwörter spielten ihre Rolle. Man konnte ja nicht dasitzen und die Meldungen *nicht* hören. Natürlich ging Adenauer mit hinein ins Ohr, die Gespräche mit de Gaulle, die Weltlage in kurzen Umrissen. Was die Vertriebenenvertreter erklärt hatten. Und der Russe Böses plante, dieser Stalin, höchst gefährlich. Dann bald Korea, und China dahinter! Über dieses Geröll von Andeutungen, meist unverständlich, aber doch eindrücklich für das lauschende Kind-Hirn, bettete sich der Strom der Fußballergebnisse, höchst verständlich, mit Spannung erwartet und nun erlösend. Und natürlich mit Überraschungen durchsetzt.

Um die Ergebnisse einordnen zu können, musste man die Tabellen der Oberligen ungefähr im Kopf haben. Aus irgendeinem Grund interessierte mich Südwest weniger, wahrscheinlich weil da sowieso immer Kaiserslautern vorn war. Aber wie Pirmasens stand, einer meiner Lieblingsnamen, musste ich wissen. Zumindest ob sie oben mitspielten oder etwa in Abstiegsgefahr gerieten. Erkerschwick, Hamborn 07 – stiegen alle mal ab; ich litt mit, weil ihr Name aus der Fußballmärchenstunde verschwand, aus dem Sonntagabendwunder, aus der Familien-

radio-Andacht, wo die Welt sich anfühlte, als wäre allgemeiner Frieden.

Danach wurde abgeschaltet (und der Vater wieder an). An Dauerradio hätte niemand gedacht, Stromkosten. Auch wegen der Schularbeiten, die vier, fünf Kinder gleichzeitig in zwei Zimmern erledigten. Im Winter war es nur ein Zimmer, da nur eins geheizt werden konnte, Kohleknappheit. Andere Zimmer, auch später in größeren Wohnungen, waren zu kalt, um dort zu arbeiten, und auch Licht sollte dort nicht brennen. Stromkosten. Man konnte höchstens, unter einer Bettdecke vergraben, ein Gedicht auswendig lernen. Mit Taschenlampe. Warum das verboten war, weiß ich nicht.

Tabellen würfeln

Den Wechsel der wöchentlichen Tabellen hätte ich gern schriftlich vor Augen gehabt. Auch gern selbst geschrieben. Dazu hätte ich mir alle Ergebnisse aus den Nachrichten merken müssen. Das war zu schwer, selbst für mein anerkanntes Auswendiggehirn. Eine Tageszeitung hatten wir noch nicht, und wenn doch, war sie mir nicht zugänglich. Zeitungsaus-
hängkästen gab es auf dem Dorf nicht. Ich musste mit den Tabellenbruchstücken im Kopf leben. Wenn ein Verein fünf Wochen nacheinander gewann, musste er ziemlich weit oben stehen. Wenn er nie gewann, ziemlich weit unten. Viel Raum für spekulative Tabellenfantasien. Erst mit Umzug in die Kreisstadt Husum, mit zehn Jahren, waren Aushängkästen verfügbar. Da hingen die Tabellen die ganze Woche, auch als Service für die Tototipper (es gab noch kein Zahlenlotto, und Fußballtoto war das Top-Tipp-Spiel). Die tabellenlose Zeit

war also vorbei, aber die Woche war einfach zu lang, um den Bedarf des Fußballkopfs nach neuen Ergebnissen und neuem Tabellenbild zu stillen.

Aber es gab ja Würfel, mit äußerst passenden Zahlen für Fußballresultate. 6:1 als höchster Sieg, sehr Fußball-kompatibel. Null, wenn der Würfel vom Tisch rollte. Ich begann zu würfeln, meine eigenen Meisterschaften auszuspielen, wenn mir langweilig war, wenn es regnete, wenn man nicht selbst draußen bolzen konnte. HSV 3, Braunschweig 2, macht 3:2 für den HSV, okay. Aufschreiben, nächste Partie, nächster Wurf. Mit einer ganzen Liga ist das ziemlich aufwendig, geschweige mit vier Ligen. Man braucht nicht nur Zeit, man braucht Papiermengen, ein knappes Gut. Die Sache musste vereinfacht werden. Reduziert auf weniger Mannschaften. Die deutsche Meisterschaft, das war's!

Der deutsche Titel wurde damals turnierartig ausgespielt (ab 1951, sagen die Jahrbücher). Die Meister und die Zweiten der Oberligen waren für die Endrunde qualifiziert und wurden in zwei Gruppen eingeteilt. Die Gruppenersten trugen das Endspiel aus. Ich brauchte also nur acht Clubs und zwei Vierertabellen. Zwei Quadrate mit vier mal vier Karos für die Ergebnisse, und jeweils einer senkrechten und einer waagerechten Reihe für die Clubnamen, und es konnte losgewürfelt werden. Welche Clubs? Manchmal die, die tatsächlich ihre Ligen gewonnen hatten. Aber wenn deren Namen mir zu unscheinbar waren, ließ ich lieber die Großen spielen. Schalke 04, HSV, Nürnberg waren immer dabei, dann VfB Stuttgart, 1. FC Köln, Kaiserslautern, und abwechselnd dazu Hannover 96 oder St. Pauli oder auch mal Pirmasens und Kickers Offenbach, damals ebenso prominent wie die Frankfurter Eintracht.

Borussia Mönchengladbach und Bayern München gab es, aber sie betraten nicht jedes Jahr die ganz große Fußballbühne (für die, die diese Namen hier vermissen). Eher schon kamen

München 1860, Borussia Dortmund oder Rot-Weiß Essen in meine Würfelmeisterschaften. Mit den Berliner Vereinen konnte ich nichts anfangen. Sie hießen Tennis Borussia und Hertha, oder später, genauso seltsam, Tasmania 1900. Das waren doch keine *Fußballnamen*: Borussia, okay. Aber Tennis? Und Hertha – ein Frauenname. Den Namen mochte ich, eine Tante hieß so, aber nicht an einem Fußballclub. Und Tasmanien? War das nicht ein Land in Afrika oder bei Australien? Wie konnte ein Berliner Club so heißen? Die kamen jedenfalls nicht rein in meine Würfel-Endrunde zur DM. Heute denke ich, dass ich die Berliner Liga damals einfach verdrängt habe: zu dicht am Osten, zu heikel; da war doch »der Russe«; und alles was mit »dem Russen« zusammenhing war Explosivstoff. Berlin wegzulassen, war vermutlich meine Reaktion auf die allgegenwärtigen Beschwörungen der kommunistischen Bedrohung.

Diese Würfelmeisterschaften führten mich in schwere Gewissenskonflikte. Was war, wenn die Würfel wirklich Kickers Offenbach als Meister ergeben würden? Das konnte doch nicht sein. Wo blieben HSV und Schalke? Stuttgart, für das ich ein unerklärliches Faible entwickelt hatte. Gut, Stuttgart konnte Offenbach im Endspiel schlagen, das war noch in Ordnung. Aber wenn ich für Offenbach eine Sechs warf? Was dann? Da half nur eine Gegensechs, dann musste der VfB eben das Wiederholungsspiel gewinnen. Aber sicherer war es, den Offenbach-Wurf irgendwie für ungültig zu erklären. Hatte der Würfel nicht etwas schief gelegen, auf einer Papierkante? Brennt! Ja klar. Wiederholung! Und besser gleich so werfen, dass er zur Not wieder für ungültig erklärt werden kann. Oder in die Nähe der Tischkante, um dranzustoßen, wenn es eine Fünf zu werden droht, dass er runterfällt, und dann ist es eine Null. Gleich so werfen, dass er runterflöge, wäre unfair gewesen. Unfair sollte es nicht zugehen, aber mit

Haken und Ösen doch, so dass schließlich am besten der HSV durchs Meisterröhr schlüpfte ... dann war ich glücklich ... es konnte doch nicht sein, dass schon wieder der 1. FC Nürnberg ... die hatten doch schon genug Titel ... die sollten mal etwas bescheiden sein.

Dabei war ich allein! Konnte machen, was ich wollte. Schummeln wie ich lustig war. Aber das hätte keinen Spaß gemacht. Man ist eben nicht allein, mit einem Würfel als Ball, mit ein paar Vereinsnamen, Bleistift und Papier, mit zwei Tabellen und ein paar Zahlen, mit einem Gewissen und einem Gefühl für Fairplay. Überall hatte man gehört, dass es fair zugehen müsse im Leben, auch wenn Fairness in der Regel nur hieß, dass man jemand zu gehorchen hatte und froh sein konnte, dass man nicht den Arsch voll bekam. So sollte es bei mir nicht zugehen. Hier wird fair gespielt! Aber HSV muss Meister werden, oder wenigstens Schalke oder Stuttgart, sonst ist der Tag irgendwie verdorben. Das war ganz schön anstrengend. Gelangweilt habe ich mich keine Sekunde, keinen Tag. Und jede Woche hatte ich meinen neuen deutschen Meister. Haarscharf das Endspiel: Schalke – Kaiserslautern 4:3 in der Wiederholung, nach Unentschieden, 2:2, im ersten Spiel. Deutscher Meister der 3. Februarwoche 1952: Schalke 04. So in meinen Annalen. Die natürlich nirgendwo mehr existieren als in meinem Kopf. Ganze Rechenhefte voll mit gewürfelten deutschen Meisterschaften.

Gelangweilt habe ich mich auch später nie vor Tabellen oder Statistiken. Bei Ferienjobs im Kraftfahrtbundesamt Flensburg sah ich wochenlang nur Statistiken – wie viele Hanomag-Traktoren angemeldet waren im Landkreis Jever und wie viele im Landkreis Regensburg. Wie viele Borgward Isabella und wie viele DKW 3=6 in Niedersachsen herumfahren und wie viele in Hessen, alles sehr interessant. Oder dass pro Kopf der Landbevölkerung mehr Mercedes-Karossen

gemeldet waren als pro Kopf der Stadtbevölkerung – das mussten die reichen CDU-Bauern sein! Oder wenn, viel später, die politischen Wasserstände im Jahr 1970 sagten, dass nicht einmal fünf Prozent der westdeutschen Arbeiter marxistische Sympathien hegten. Wie sollte man dann den Prognosen aufgeladener Mitkicker von einer »proletarischen Revolution« glauben? Dann hätte auch Rot-Weiß Niebüll deutscher Meister werden und der FC Emmendingen den Europapokal holen können.

Die interessanteste statistische Wissenschaft heute heißt Demographie. Dort lese ich, dass im Zuge globaler rasanter Alphabetisierung die Anzahl der Kinder pro Frau auf der Welt, auch in islamischen Ländern, sich der Zahl zwei annähert, sensationell. Das verändert einschneidend die traditionellen Familienstrukturen zu Gunsten der Frauen. Dies ist die weit- aus interessanteste »Tabelle« der letzten Jahrzehnte. Der größte Sieg.

Zwischenzeitlich waren auch mal die Renner der Formel 1 in meinen Würfelmeisterschaften dran. Als Juan Manuel Fangio und Karl Kling in Serie ihre Grand-Prix-Siege in ihren schicken Mercedes Silberpfeilen einfuhren, konnte auch das eingefleischteste Fußballherz ihrem Reiz nicht widerstehen. Ich malte mir ein Nürburgring-Modell auf Pappe, versah es mit Zahlen, baute die üblichen Handicaps ein, »Rücke drei Felder vor« oder »Zweimal aussetzen«, schnitzte die Autos aus Gips, malte sie an, Ferrari rot, Bugatti blau, Mercedes silbern, und rollte sie per Würfel los. Wehe Fangio gewann nicht, oder Karl Kling, dann mussten Reifenpannen her und Boxenstopps für die andern.

On the Road

Dies waren die Spiele der Regentage. Oder der Tage, wo man niemand zum Spielen fand. Die Hauptrolle in der *Normalität* spielte natürlich der Ball selber. Sonst wäre die ganze Sache mit dem Papier und den Würfeln doch arg theoretisch und vielleicht sogar etwas krank gewesen, fußballpsychopathisch, Leben in einer Traumwelt, wie andere Kinder ihre Frühzeit mit einem fantasierten Zwilling verbringen. *Gesellschaft* hatte ich jedenfalls immer durch solche Spiele. Draußen aber die Gesellschaft des wirklichen Balles, bzw. der Idee Ball. Konkretisiert in einer passend zusammengestauchten Dose Libby's Kondensmilch oder was sonst bolzbar erschien. Nicht selten waren es zusammengeknüllte Papp- und Papierkugeln oder Stoffreste, um die ein dünnes Tau kreuzweise gewickelt war. Gefüllt mit Eicheln und Kastanien im Herbst, mit Korkstückchen, aber auch mit Kastanien einzeln oder mit Steinen, wenn gar nichts anderes zu finden war. Dann musste man eben hochspringen und durchlassen, wenn er in Schienbeinhöhe kam; oder eben die Blessur auf dem Knochen riskieren.

Woher der Ballwahn? Zunächst, weil es nichts anderes gab. Die Mädchen hatten ein paar Puppen oder ein Plunderbündel, das sich als Puppe ausgeben ließ. Damit spielten Jungs angeblich nicht. Was spielten Jungs? Die kloppten sich. Die lagen halbe Tage im Schwitzkasten mit einem Freund oder Gegner auf einer Dorfstraße und wälzten sich im Staub. Das war zwar spannend, aber irgendwann auch nicht mehr. Der Stärkere gewann meistens, und meistens war man der nicht. Zu Hause dann die Zusatzstrafen für kaputte Hosen. »Soll ich den ganzen Tag an der Maschine sitzen wegen eurer Prügeleien?« Gemeint war die Nähmaschine, unaufhörlich in Gang unter Händen und Füßen meiner Mutter in jenen Jahren der Kla-

mottenlosigkeit – was gekaufte Kleidung angeht. Alles selber genäht.

Sonst konnte man noch Fangen spielen, Verstecken und Bäume klettern. Und Frösche fangen am Teich. Spielgeräte? Keine. Kein Fahrrad, keine Rollschuhe, keine Baukästen, kein Nichts. Außer ab und zu ein Ball. Solange er *heil* blieb. Eine Kostbarkeit. Ein Ball ersetzt eine ganze Spielwelt, er ersetzt sogar die andere Person. Wenn da zumindest eine Wand ist.

Eine glatte Wand war zu finden. Gegenschießen, Abprallen, Direktabnahme, Volley und mit Aufsetzer, einen bestimmten Punkt treffen, flach, halbhoch, und dann die Kopfbälle. Dicht vor der Wand, wie später auch mit dem Tischtennisschläger, Spiel gegen sich selbst. Vorgabe: dreißig. Wenn der Ball runterfällt, bevor man 30-mal geköpft hat, hat man verloren. Sieg für »die Wand«. Ich habe endlose Stunden gegen Wände geköpft. Und gezählt. Rekord für heute: 84. Die 100 zu erreichen, ein Fest. Meist mit Gummibällen, vor allem zum Köpfen ideal. Prallten schön, nicht zu hart, schöner Ton auf Kopf und Wand. Zwischendrin ein paar stramme Schüsse, zur Lockerung, oder Ball auf Knie tanzen lassen. Und wieder Köpfen, bis zur Halbschwindigkeit, Adrenalinergüsse. Und der Ärger, wenn der Ball bei 83 runterfiel. Neu anfangen. Bis man gerufen wurde, zu Hausaufgaben, zum Essen.

Zu Kopfbällen wurde gerne angemerkt, dass sie Gehirnzellen kosteten. Wie später vom Wachsen, dass es Rückenmark kostete. Alles was Spaß machte, kostete. Blieb die Frage, warum unter denen, die keine Gehirnzellen riskierten, so viel ausgemachte Trottel waren.

Einschuss

Dann die Spiele eins gegen eins. Auf dem Dorf, mit den wenigen Gleichaltrigen, die häufigste Konstellation. Hatte man endlich wen gefunden, der Zeit und Lust hatte und der auch spielen konnte, waren Tore schnell gebaut, Sand aufgehäufelt, Steine gelegt, Stöcke gesteckt oder Schulranzen platziert. Und dann los: *Einschuss* hieß das Spiel. Nicht von Einschießen, sondern von der Zahl der erlaubten Ballberührungen. Betonung auf: eins. Einmal darf jeder Spieler, der Torwart und Feldspieler zugleich ist, den Ball berühren. Dann ist wieder der andere dran. Der Ball musste also direkt zurückgeschossen werden. Wenn man ihn nur abklatschte oder anders abwehrte, war gleich der andere wieder dran. Und durfte sofort schießen, ob man am Boden lag oder nicht.

Der Moment der Ballberührung war also ein und alles. In den Besitz des ruhenden Balls kam man nur am Anfang, durch Los (Stein, Schere, Papier) oder nach einem Tor, das man kassiert hatte. Dann bekam man den Ball für den ersten neuen Schuss. Immer von der eigenen Torlinie aus. Es kam also drauf an, mit dem ersten Schuss den Torwart drüben möglichst zu Boden zu zwingen; flach in eine Ecke also. Gefahr: man schoss daneben. Dann hatte er den Ball. Oder man schoss nicht scharf genug, dann konnte er gleich zurückballern.

Zusatzregel: gefangene Bälle dürfen aus der Luft, volley, zurückgeschossen werden. Also bloß nicht auf Mann schießen, dann fängt er ihn und donnert dir einen rein. Gute Spieler achteten darauf, immer möglichst schräg abzuklatschen oder abzuwehren, dann musste man selbst aus spitzem Winkel schießen, das heißt, das eigene Tor verlassen, und lief Gefahr, dass der Abpraller bei einem selbst reinging.

Abstand voneinander so zehn bis fünfzehn Meter, je nach Kraft und Alter, Tore nicht zu groß. Ein Wahnsinnsspiel. Zu empfehlen besonders für alle, die sowohl Feldspieler- wie Torhüterqualitäten entwickeln wollen. Rauslaufen in jeder Form erlaubt, also nach abgewehrtem Ball herauslaufen und den Schusswinkel verstellen. Man muss ein guter Deckungsspieler werden, ein guter Schütze und ein sauguter Keeper, um bei *Einschuss* eine Chance zu haben. Oberste Qualität: Reaktionsschnelligkeit, in den Füßen, in den Händen, im Kopf. Spielte man mit etwas älteren, kräftigeren Typen, kam man mit brennend feuerroten Händen nach Hause, mit schmerzenden Knöcheln, mit verschrammten Knien und ebensolchen Hüften. Aber großartig, wenn man 10:9 gewonnen hatte. Oder auch nur knapp verlor und der Größere anerkennend nickte. Beide natürlich mit Vereinsnamen versehen: »Ich bin HSV. Wer bist du?« – »Nee, HSV bin ich schon. Bin ich immer. Musst wer anders sein.« – »Bin ich eben Schalke.« – »Na dann man los, Schalke-Pflaume.«

Später, beim freien Kicken zu Uni-Zeiten, habe ich oft im Tor gespielt und war da besser, als ich je als Feldspieler war. Das kommt sicher aus diesen Einschuss-Tagen. Todesmutig in jeden Schuss sich werfen, der irgendwie erreichbar erscheint. Wenn immer möglich: Ball fangen. Sonst: so abwehren, dass er nicht dem Gegner vor die Füße fällt. Das A und O des Torwartseins, auf steinigen Dorfstraßen. Die Haut hatte immer gut zu tun, mit Abheilprozessen. Das nötige Reaktionstempo kommt von ganz alleine. Alle Kniffe des »wie reagiere ich so, dass sich die Lage für mich günstig darstellt« kommt aus diesem Spiel; meinem ersten körperlichen *Reality Check*.

Es gab auch noch das Spiel auf Wäscheplätzen oder zwischen Teppichstangen. Diese hatten richtige Pfosten und eine obere Querstange. Standen aber, wenn es zwei waren, in engen Höfen oder Gärten meist so dicht zusammen, dass

Schüsse von einem Tor aufs andere zu dicht gewesen wären, unhaltbar. Kopfball also. Der Ball wurde hoch geworfen und kräftig aufs andere Tor geköpft. Das ging fast nur mit Gummibällen. Und damit der Ball genügend Druck bekam, fast nur mit einer Seitwärtsbewegung des Kopfs. Immer mit dem Knochen knapp oberhalb der Schläfe auf den Ball. Einen Aufsetzer zu verwandeln galt als Meisterstück. »Köppen« nannten wir das. Das verschaffte eine sehr gute Kopfballbasis und starke Nackenmuskulatur. Ein Spiel für wenige Spezialisten allerdings. Die meisten mochten es nicht. Kriegten davon Kopfschmerzen.

Und es gab das Spiel mit den paar Groschen, die man in der Tasche hatte, zwischen und vor den Schulstunden, in all den kleinen Zeiträumen, die für einen richtigen Kick nicht reichten – dies fußballinspierte Spiel ohne richtigen Namen, sehr populär in diesen Jahren: Eine Münze wird mit dem Finger auf der Tischplatte so zwischen den beiden andern Münzen durchgeschoben, dass ein jeweils neues »Tor« entsteht, durch das die am günstigsten liegende Münze wieder hindurchgezielt wird, bis man sich dem andern Ende der Tischplatte so weit genähert hat, dass man schießen kann. Tor ist, wenn die Münze an der Seite des Gegenspielers von der Platte fällt. Torwart gibt es keinen. Berührt man bei seiner Vorwärtsbewegung eine der anderen Münzen, kommt der andere Spieler dran und das Spiel geht in die Gegenrichtung. Lässt sich auch gut beim Spaziergehen mit dem Fuß mit Steinchen spielen. Auf geteerten Wegen in Weinbergen etwa. Dann immer in die Vorwärtsrichtung, abwechselnd.

Gummibälle

An Leder war ja nicht zu denken. Nur die Vereine besaßen Lederbälle. Der TSV Ostfeld nicht einmal Fußbälle. Dort wurde Handball gespielt, meine älteren Brüder machten dort mit, ich sah manchmal zu. Im Norden hält man den Ball in der Luft, damit er nicht so oft im Matsch liegt. An einen Handball, der als Fußball fürs Straßenspiel hätte zweckentfremdet werden können, war aber nicht zu kommen. Zu bekommen war nur, ab und zu, ein schöner runder Gummiball. Es konnte sein, dass einer zum Geburtstag angeschwommen kam oder zu Weihnachten. Auf dem *Wunschzettel* stand er immer, und manchmal geschah es so. Herrlicher Gummiball – aber wie verletzlich! Ein simpler Rosendorn konnte sein Ende bedeuten. Ein unglücklich liegender Nagel, ein Fahrrad-schutzblech, die Ecke eines Spatens, die Stacheldrahtzäune um die überall weidenden Schaf- und Kuhgruppen sowieso.

Das Lebensglück eines frischen Gummiballs währte oft nicht mehr als ein paar Stunden. Sosehr man auch den lauernen Gefahren auszuweichen versuchte, es wurde meist nichts aus der Langlebigkeit prallender Gummiballgefühle. Da waren vor allem *überall* diese grauenvollen Eisenzäune, mit denen in den 50ern so gut wie jeder Garten, besonders in Husum, eingegittert war: Rohre, die etwa 1,50 m hoch aus dem Boden ragten, Durchmesser ca. acht Zentimeter, die obere Öffnung mit einem Hammerschlag plattgeschlagen oder so zusammenge-drückt, dass zwei scharfe Ecken entstanden. Sie sollten das Überklettern der Zäune unmöglich machen, es sei denn zum Preis erheblicher Kratzer oder Schnittwunden. Überkletterer wurden in der Tat abgehalten, vor allem aber verendete jeder Gummiball, der anderen Drachenzähnen glücklich entkommen war, an einem solchen Eisenrohr.

Weiß der Geier, was die Nazis mit diesen Rohren vorgehabt hatten. Jedenfalls waren sie, alle hochverrostet, in solchen Mengen im norddeutschen Nachkrieg vorhanden, dass für jeden Garten, der nach Abgrenzung und Umzäunung schrie, genügend Rohr auf Halde lag. Irgendwann, nach einem Pressschlag, nach einem verunglückten oder abgefaßchten Schuss, landete der Gummiball, bei aller angewandten Vorsicht, auf der Spitze eines solchen Plattrohrs. Der Ball trug seine gnadenlose Aufschlitzung davon – puff, blaff – merkwürdigerweise immer in Form eines Dreiecks – *Kugeloberflächen reißen wohl so!* – und verströmte seinen unverwechselbaren sauren Geruch; den typischen Geruch unsachgemäß geöffneter Gummi-Innereien; der gemeinste Geruch meiner Kindheit; die sauer-giftige Kunde vom Ende eines guten Spielgefährten.

Zu Hause zusätzlich mit Schelte oder gar Schlägen geahndet – besonders wenn der Ball nur wenige Stunden nach dem Schenkungsakt in sein schnelles Jenseits befördert worden war. So viel *demonstrative Unvorsicht* konnte nur Absicht sein! Als ob sie nicht begriffen, dass man höllisch unter der schlaffen Gummileiche litt.

Später, als sich Schwaden vom säuerlichen Geruch des Elternschlafzimmers hinzugesellten, die »geplatzen Bälle« der Schlafzimmer sozusagen, und sich mit den Säuren der Verbergungsgeschichte des Nazitums vermengten, verdichteten sich das rostige Eisenrohr und das Saure, das den Gummibällen entströmte, in meiner Geschichts-Nase zum ersten Inbegriff dessen, was die »unbewältigte Vergangenheit« in Deutschland genannt wurde. So genannt nicht von den Eltern, sie fanden, sie hätten nichts zu »bewältigen«. Sie hatten die Unversehrtheit von Bällen zu hüten, mit denen sie nicht spielten. Eine Sache, die gewaltig stank. Auch das Innere von Tennisbällen und Autoschläuchen, also kaputt-